

EDITH
SCHREIBER-
WICKE

ZU VIELE ZEUGEN

Weltbild



Als ein junger venezianischer Arzt in seiner Praxis erschossen wird, konzentrieren sich die Ermittlungen zunächst auf sein privates und berufliches Umfeld. Doch nur zwei Tage danach gibt es ein zweites Opfer: ein junger Vaporetto-Bootsmann. Und weitere achtundvierzig Stunden später stirbt ein Maler an Kugeln aus derselben Pistole. Kommissar Gorin und sein Team stehen vor einem Rätsel. Was haben die drei Ermordeten gemeinsam außer ihrem Mörder? Standen sie auf einer Todesliste? Und wenn ja wer steht noch auf dieser Liste und ist damit in unmittelbarer Lebensgefahr? Zwischen Brücken und Gondeln beginnt auf den Wasserwegen Venedigs ein Wettlauf gegen die Zeit.

Zu viele Zeugen

Weltbild

Die Autorin/Der Autor

Edith Schreiber-Wicke, aufgewachsen in Steyr (Oberösterreich), studierte Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte in Wien. Schrieb zunächst Werbetexte, dann als freie Autorin Kurzgeschichten, Lyrik, Romane, Drehbücher, Kinder- und Jugendliteratur. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche österreichische und internationale Preise. Die Autorin lebt in Wien, Grundlsee und Venedig.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Edith Schreiber-Wicke

Die deutsche Erstausgabe ist 2004 beim Thienemann Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München

www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-720-3

Für Ewa und Robert Morgan

1.

Der Doktor schläft, denkt sie.
Sie steht in der Tür und weiß nicht so recht, was sie jetzt tun soll.
Vielleicht ist es ihm peinlich, dass sie ihn so sieht. Vornübergesunken, Arme und Kopf auf der Schreibtischplatte.
In der Hand hält sie den Papiersack mit dem Brot, das sie in der Bäckerei für ihn holen sollte. Das mit den grünen Oliven.
Er arbeitet zu viel, denkt sie. Nur wenn man total übermüdet ist, kann man in dieser unbequemen Stellung schlafen.
Und der Doktor liebt Bequemlichkeit.
Sie bückt sich automatisch, um ein kleines Stück Papier aufzuheben, das auf den Boden gefallen ist. Ein alter Vaporetto-Fahrschein. Sie steckt ihn in die Manteltasche, während sie zögernd auf das offene Sprechzimmer zugeht.
Der Doktor bewegt sich nicht.
Ihr Körper weiß es zuerst. Da ist so etwas wie ein Zittern, das den Rücken hinunterläuft. Die Haare auf ihren Unterarmen stellen sich auf.
Sie weigert sich zu glauben, was ihr Körper signalisiert. Geht ein paar Schritte näher.
»Dottore?«, sagt sie. Obwohl sie bereits weiß, dass sie keine Antwort bekommen wird.
Noch ein Schritt nach vorn, dann sieht sie auch den Blutfleck, der sich auf der gläsernen Schreibtischplatte ausgebreitet hat. Stimmt nicht ganz. Er tut es noch immer, wird größer, erfasst soeben den Rezeptblock, der neben der Hand des Doktors liegt.
Sie hat solche Situationen in vielen Kriminalfilmen gesehen.
Ein Toter, aufgefunden von der Ehefrau, der Geliebten, der Haushälterin. Und jedes Mal folgte der grässlichen Entdeckung ein Schrei des Entsetzens.
Sie schreit nicht.
Später wird sie sich daran erinnern, dass sie in diesem Augenblick an das Olivenbrot in dem Papiersack denkt, den sie noch immer in der Hand hält. Er braucht es nicht mehr, denkt sie.
Sie geht zum Telefon im Empfangszimmer, will nach dem Hörer greifen, lässt die Hand wieder sinken. Nichts anfassen, alles so lassen, wie es ist, das wenigstens lernt man aus Kriminalfilmen. Sie holt ihr privates telefonino aus ihrer Handtasche. Muss sie 113 wählen oder 112? Sie entscheidet sich für 112, die Notrufnummer der Carabinieri.
Die Stimme, die ihr antwortet, stellt die üblichen sachlichen Fragen.
Die genaue Adresse, der Name des Dottore, ihr eigener Name.
Die beste Zufahrt für das Pronto-Soccorso-Boot.
Auch das wird er nicht mehr brauchen, denkt sie.

*

Roberto Gorin ist im Trainingsanzug und hat behaglich die Beine hochgelagert. Noch einmal blättert er den Gazzettino durch, bevor er ihn auf den Stapel legen wird, der für

den Altpapiercontainer vorgesehen ist. Er nimmt es mit diesen Dingen sehr genau. Als Polizist muss man mit gutem Beispiel vorangehen. Davon ist er überzeugt. Schon vor ein paar Jahren wurde hier auf der Giudecca, wie auch in anderen Stadtteilen Venedigs, die Mülltrennung eingeführt. Aber noch immer funktioniert sie höchst mangelhaft. Bei uns in Venedig ist eben alles ein wenig anders, denkt er. Die Leute sind so sehr daran gewöhnt, dass die Kanäle und das Meer alles entsorgen, was man loswerden möchte.

Der Gazzettino ist unergiebig. Die Schuldigen am Brand des Fenice-Theaters wurden zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Die Schuldigen oder die Ausführenden? Sandra schaut ihm über die Schulter. »Die Auftraggeber lässt man laufen«, sagt sie verärgert. Er antwortet nicht.

Er will nicht mit seiner Frau über Gerechtigkeit diskutieren. Nicht heute. Er ist müde. Und außerdem ist nach dem 11. September vieles unbedeutend geworden, was vorher weltbewegend schien. Ein neuer Anthrax-Fall in Washington. Er schüttelt sich und ist froh, dass er in Venedig Polizist ist und nicht in Amerika. Er nimmt einen Schluck von seinem Spritz con Select. Aus der Küche ist das Klappern von Geschirr zu hören. Sandra hat angekündigt, dass es als antipasto gefüllte canoce geben wird. Roberto streicht sich unwillkürlich über seinen Bauch, der die Trainingsjacke beträchtlich wölbt. Na und. Er kann Sandra ja nicht alleine dicker und dicker werden lassen. Gefüllte Lagunenkrebse – und dann? Er hat vergessen, was es danach geben wird. Jedenfalls riecht es verheißungsvoll. Nach dem Essen wird er mit diesem englischen Kriminalroman beginnen, der in Venedig spielt und einen gewissen Commissario Brunetti als Hauptperson hat. Death at La Fenice – wenigstens für den Titel braucht er kein Wörterbuch. Die Autorin will nicht, dass ihre Bücher ins Italienische übersetzt werden. Warum wohl? Na, jedenfalls eine gute Übung, um sein Schulenglisch aufzufrischen.

Robertos telefonino läutet. Er findet es nicht sofort, weil es unter dem Sportteil des Gazzettino begraben ist. Misstrauisch beäugt er es, ehe er den grünen OK-Knopf drückt. Kein gutes Zeichen, wenn es um diese Tages- oder besser: Abendzeit läutet. »Pronto!« »Commissario?« Roberto kann die Stimme nicht sofort einordnen.

»Hier ist Fantinelli.«

Der Name sagt ihm nichts. Doch, ja natürlich, der Neue aus Rom.

»Ich glaube, Sie sollten herkommen.«

Er glaubt. Und warum glaubt er das? Die Römer können doch angeblich sowieso alles viel besser.

Roberto denkt an die gefüllten canoce. »Was gibt's?«

»Es ist eben ein Mord gemeldet worden«, sagt Fantinelli.

»Ein Mord?« Roberto sieht vor seinem geistigen Auge einen Betrunkenen, der stolpernd in einen Kanal torkelt. Römer übertreiben immer.

»Die Sprechstundenhilfe von Dottor Garelli hat angerufen«, sagt Fantinelli.

Na bitte. Römer übertreiben immer. Wahrscheinlich ein Herzinfarkt in der Praxis des Dottore. Sehr traurig, aber kein Grund, die gefüllten canoce zu verlassen.

»Jemand hat den Doktor erschossen«, sagt Fantinelli.

2.

Einen Augenblick lang spielt Roberto mit dem Gedanken, seinen Wintermantel einfach über den Trainingsanzug zu ziehen. Der Vorzimmerspiegel ist dagegen. Mitleidlos, dieses eckige Stück Glas. Seufzend holt Roberto das Polohemd wieder aus der Wäschetruhe. Sehr schmutzig war es nicht. Eigentlich gar nicht. Die Hose findet sich im Badezimmer. Sakko und Wintermantel hängen an der Garderobe. Sandra kommt aus der Küche, ihre beträchtlichen Rundungen in eine Kleiderschürze gewickelt. Ihr Blick eine Mischung aus Neugierde und Resignation. »Der Neue aus Rom«, sagt Roberto. »Er behauptet, jemand hat den Dottor Garelli erschossen.«

»Oh nein!«, sagt Sandra. »Der Dottore ist doch noch so jung. Und er war besonders nett, damals in der Nacht, als Samuele diesen Anfall hatte.«

Auch nette Leute werden erschossen, denkt Roberto. Mörder kennen da gar nichts. Und Altersgrenzen nach oben oder unten beachten sie üblicherweise auch nicht. »Esst inzwischen, du und Samuele«, sagt Roberto. »Ich weiß nicht, wie spät es wird.« Noch einen bedauernden Blick wirft er in die Küche, bevor er die Wohnungstür hinter sich zuzieht. Es fällt ihm ein Stockwerk tiefer wieder ein: Fegato alla Veneziana con polenta hatte Sandra als secondo angekündigt. Roberto schluckt, weil er an die süßen Zwiebeln von San Erasmo denkt, die eine fegato erst alla Veneziana veredeln.

Ein kalter Nordostwind schlägt ihm entgegen, als er die Haustüre öffnet. Bora, stellt er fest, das kann Tage dauern. Er stellt den Mantelkragen auf. Insel der Seehunde – isola delle focche nennen die Venezianer die Giudecca. Es ist hier immer ein paar Grad kälter als drüben, in der città. Er geht durch die enge Gasse zur Vaporetto-Station Palanca. Der Neue aus Rom hat versprochen, ihm ein Boot zu schicken, wenn eines erreichbar und in der Nähe ist. Hat wohl keine Ahnung, der Neue, wie das mit den Polizeibooten in Venedig ist. Sie sind grundsätzlich auf der anderen Seite der Stadt im Einsatz oder in Reparatur. Er wird es noch lernen, der Neue aus Rom.

Das blauweiße Polizeiboot schaukelt an der Vaporetto-Station. Ein paar Touristen betrachten ihn neugierig, als er an Bord geht. Vermutlich haben alle diese Kriminalromane gelesen. Er ist froh, dass er nicht mehr im Trainingsanzug ist.

Am Steuer des Bootes steht Max Bonannini, den Roberto gut leiden kann. »Warst du zufällig in der Nähe?«, fragt er. Die Frage geht im Lärm unter. Wellen, die gegen den Bug klatschen, die Polizeisirene. Sie fahren vorbei an der Dogana, an den Lichtern von San Marco. Bei der Station Giardini legt Bonannini an. »Wir sind miteinander in die Schule gegangen«, sagt er, während er mit der Mühelosigkeit des geborenen Venezianers das Boot ganz nahe an den Ponton steuert.

Roberto versteht nicht sofort. »Wer?«, fragt er.

»Paolo Garelli und ich«, sagt Bonannini. Sein Gesicht vor dem dunklen Wasser der Lagune ist unnatürlich blass. »Er ist ein guter Arzt.«

»Ich weiß«, sagt Roberto. Er denkt an die Nacht, als Samuele diesen besonders heftigen Anfall hatte. Wieder spürt er die Angst um seinen Sohn. Eine Angst, die mit den Jahren nicht geringer wird. Roberto versucht, sich an das Gesicht des Arztes zu erinnern, aber es gelingt ihm nicht. Er sieht sichere Bewegungen, hört eine beruhigende Stimme. Das

Gesicht fehlt.

Aber er wird es ja gleich sehen.

Roberto geht mit raschen Schritten durch den Park, wendet sich dann nach rechts. Ein paar Häuser weiter sieht er einen Polizisten in Uniform stehen. Er braucht also nicht weiter zu suchen. »Primo piano«, sagt der Kollege, an dessen Namen sich Roberto im Augenblick nicht erinnern kann. Wieso merk ich mir eigentlich keine Namen, denkt Roberto.

Davide Fantinelli, der Neue aus Rom, erwartet ihn im ersten Stock an der Tür der Praxis. »Wie haben Sie es geschafft, so schnell ein Boot für mich aufzutreiben?«, fragt Roberto. Fantinelli zuckt mit den Schultern. »Dafür sind sie doch da – oder?« Das ist keine Antwort, denkt Roberto, oder wenn, dann eine römische.

Die Sprechstundenhilfe sitzt im Wartezimmer und hat diesen leeren Blick, den er kennt. So schauen Angehörige eines eben Verstorbenen.

Wie nahe stand sie dem Doktor? Er beginnt ganz automatisch, Eindrücke zu sortieren. »Er wollte, dass ich ihm Olivenbrot besorge«, sagt die Sprechstundenhilfe tonlos.

Wenn sie die unkleidsam nach hinten genestelten Haare offen trägt und die schwere Brille abnimmt, dann könnte sie ziemlich gut aussehen, denkt Roberto.

»Fehlt etwas?«, fragt Roberto. »Medikamente, die für Drogenabhängige interessant sind? Unterschriebene Rezeptformulare?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Dottor Rigutto ist verständigt«, sagt Fantinelli. »Er war nicht gleich auffindbar.«

Oh, oh, denkt Roberto. Nicht gleich auffindbar? Das heißt doch nicht etwa, dass er wieder trinkt? Er kann Rigutto gut leiden, aber ein ständig betrunkenener Pathologe ist nicht tragbar. Auch wenn seine Patienten im Allgemeinen schon tot sind, bevor er sich mit ihnen beschäftigt.

»Die Spurensicherung kommt etwas später«, sagt Fantinelli. »Die sind derzeit noch bei dem Einbruch im Palazzo Marcello.«

Roberto antwortet nicht. Natürlich, wenn bei Conte Alvise Marcello eingebrochen wird, dann ist das wichtiger als ein banaler Mord an einem Arzt, der in einer Armeleutegegend seine Praxis hat. Du hast dir die falsche Gegend ausgesucht, sagt Roberto in Gedanken zu dem Toten. Der Doktor sieht aus, als wäre er über dem Ausfüllen eines Rezeptformulars eingeschlafen. Der Oberkörper ist auf den Schreibtisch gesunken, das Gesicht ein wenig seitlich gedreht. Jetzt ist sie wieder da, die komplette Erinnerung an den freundlichen, aber übermüdeten jungen Arzt.

Roberto versucht, sich vorzustellen, was geschehen ist.

Die Sprechstundenhilfe ist weggegangen, um etwas zu besorgen. Richtig: Olivenbrot. Roberto schluckt. Er ist hungrig. Aber er ruft sich zur Ordnung. Weiter in der Szene: Der Doktor an seinem Schreibtisch. Ein Patient verlässt das Sprechzimmer. Ein anderer, letzter Patient wartet. Wartet auf den passenden Augenblick. Noch bevor der Doktor sagen kann: »Der Nächste bitte!«, steht da jemand in der Tür. Augenblick noch, sagt der Doktor ohne aufzuschauen, weil er dabei ist, die Karteikarte des zuletzt behandelten Patienten fertig auszufüllen.

Aber wer immer da steht, geht nicht zurück ins Wartezimmer. Er zieht stattdessen eine

Pistole. Sagt er noch etwas?, überlegt Roberto. Oder schießt er einfach? Erfährt der Doktor, warum er sterben muss?

»Ciao, Roberto«, sagt eine Stimme in seine Gedanken.

»Ciao, Giampiero«, sagt Roberto zu dem Pathologen und wirft ihm einen unauffällig forschenden Blick zu. Roberto atmet auf. Er scheint nüchtern zu sein.

Wieder sind Schritte zu hören. Zwei Kollegen von der Spurensicherung trampeln die Stufen herauf, packen ihre Koffer aus.

»Er ist nicht viel länger als eine Stunde tot«, sagt der Pathologe nach einer flüchtigen Untersuchung. »Genauer steht dann in meinem Bericht.« Er bleibt in der Tür stehen, als könnte er sich nicht entschließen, wegzugehen.

»Kinder und Kollegen«, sagt er schließlich. »Die hab ich am wenigsten gern auf meinem Tisch.«

»Man kann sich's nicht aussuchen«, sagt Roberto. Diese Banalität kommentiert Rigutto nicht.

»Er war ein guter Arzt«, sagt er stattdessen. Roberto überlegt, wer das an diesem Abend schon erwähnt hat.

»Ciao, Roberto«, der Pathologe wendet sich jetzt doch zum Gehen.

Roberto nickt. »Ciao, Giampiero.«

Fantinelli beobachtet misstrauisch die Arbeit der Spurensicherung.

Vergleicht er sie mit den Kollegen in Rom?, überlegt Roberto. Hält er uns für Statisten, die in erster Linie halbnackte Touristen am Betreten von Kirchen hindern?

Die Männer vom pronto soccorso kommen und gehen sofort wieder. Sie nehmen keine Toten mit.

Aber sie versprechen, die Leute vom Leichenschauhaus des ospedale civile zu verständigen.

»Seine Familie?«, fragt Roberto die Sprechstundenhilfe. »Ist der Doktor verheiratet?« Sie schüttelt den Kopf. »Er lebt allein. Eine –« sie zögert, »– fidanzata gibt es.«

Roberto registriert diese kurze Pause vor dem Wort fidanzata – Verlobte.

»Eine Amerikanerin«, sagt die Sprechstundenhilfe. »Derzeit ist sie in Baltimore. Sie spielt in einem Orchester. Cello, glaub ich. Ihre Telefonnummer kann ich Ihnen geben. Sie hat ein telefonino. Und seine Eltern müssen es erfahren ... Sie wissen vielleicht, sein Vater ist Professore Garelli, der berühmte Chirurg.«

Madonna, denkt Roberto. Alles – nur keine wehklagenden Eltern. Laut sagt er Fantinellis Namen.

»Lassen Sie sich die Adresse geben und verständigen Sie die Eltern.«

Fantinelli verzieht keine Miene. »Selbstverständlich, Commissario.«

»Wohnt noch jemand im Haus?«, fragt Roberto die Sprechstundenhilfe, als Fantinelli weg ist.

Sie nickt. »Oben. Der Avvocato Pietriboni, aber der hat bestimmt nichts gehört.«

Wie will sie das wissen, denkt Roberto und ist schon unterwegs, geht schwer atmend die enge Stiege hinauf. Ich schlepp zu viele Kilo mit mir rum, denkt er. Und dabei kommt Karneval, also die Zeit der fritelle, erst.

»Avv. E. Pietriboni«, steht auf dem Schild neben der Tür. Roberto drückt auf den

Klingelknopf. Laut schrillt es hinter der Tür. Niemand öffnet. Noch einmal läutet Roberto. Diesmal hört er schlurfende Schritte, die Tür öffnet sich einen Spalt. Ein alter Herr, schmal, weißhaarig, betrachtet Roberto misstrauisch. »Buona sera, Avvocato«, sagt Roberto. »Haben Sie in der letzten Stunde irgendetwas Ungewöhnliches gehört oder gesehen?«

»Was?«, schreit der alte Herr. »Was haben Sie gesehen?«

»Schon gut«, sagt Roberto. »Nicht wichtig.«

»Wer sind Sie und was tun Sie hier?«, ruft von oben der Avvocato. »Antworten Sie oder ich hol die Polizei!«

Roberto geht wieder zurück in die Praxis. Zieht die hellen Vorhänge vor den beiden Fenstern im Sprechzimmer zurück. Er hat es schon vermutet: Es gibt hier kein Gegenüber. Ein paar Laternen erhellen den kleinen Park, der zwischen dem Haus und der Riva Schiavoni liegt. Ein roter Kater springt von einer Parkbank. Jedenfalls nimmt Roberto an, dass es ein Kater ist. Dicker Kopf, ein zerfranstes Ohr. Der Rote zögert kurz und geht dann auf ein Gebüsch zu. Er hinkt.

Roberto denkt an seinen roten Kater Simba, der vor etwa einem Jahr nicht mehr zurück nach Hause gekommen ist. Eigentlich war es ja Samueles Kater. Aber Samuele hat nach der ersten Freude rasch das Interesse an ihm verloren.

»Was wird jetzt?«, fragt hinter ihm die Sprechstundenhilfe. Er dreht sich um. Sie steht da und starrt auf den Toten.

»Sie müssen jeden Augenblick da sein, um ihn abzuholen, Signora ...?«, sagt Roberto.

»Signorina«, korrigiert sie. »Goriani, Elisa Goriani.« Sie schüttelt den Kopf, als erwarte sie, aus einem Alptraum zu erwachen.

Roberto kennt das. Angehörige von Mordopfern weigern sich oft beharrlich, die Realität zu akzeptieren. Wieder fragt er sich, wie nahe sie dem Doktor stand. Er verschiebt die Frage auf später. »Wie viele Patienten waren noch da, als Sie weggingen, um – warum eigentlich?«

»Das Olivenbrot. Der Dottore wollte, dass ich es ihm aus der Bäckerei hole«, sagt die Sprechstundenhilfe. Ihr Blick weist auf den braunen Papiersack, der auf einem Sessel im Vorzimmer liegt.

»Richtig – das Olivenbrot«, sagt Roberto. »Wie lange waren Sie weg?«

Sie überlegt. »Ich weiß nicht genau. Ein paar Minuten sind es zum campo und dann – es sind immer viele Leute in der Bäckerei um diese Zeit. Vielleicht zehn Minuten ...?«

»Wer war im Wartezimmer, als Sie weggingen?«, fragt Roberto weiter.

Niemand«, antwortet die Sprechstundenhilfe bestimmt. »Im Wartezimmer war niemand mehr. Die Signora Menella war schon beim Dottore im Sprechzimmer. Das Wartezimmer war leer. Und es gab keine weiteren Vormerkungen mehr für diesen Tag. Sonst wär ich nicht weggegangen.«

»Dann war es also diese Signora Menella, die den Dottore als Letzte lebend gesehen hat«, stellt Roberto fest.

Elisa Goriani nickt. »Aber sie ist seit vielen Jahren unsere Patientin. Sie liebt den Dottore.«

»Liebe kann auch ein Motiv sein«, sagt Roberto und beobachtet ihr Gesicht.

Nichts zeigt, dass diese Bemerkung sie irgendwie irritiert. Sie sieht ihn nur missbilligend an. »Ich bitte Sie! Die Signora ist fast achtzig.«

Roberto sieht ein neues Bild vor sich. Eine ältere Signora verabschiedet sich, zieht ihren Mantel an, geht die Stufen hinunter. Der andere, letzte Patient wartet unten im Dunkeln auf seine Chance. »Wie kommt man herein?«, fragt er. »Hätte der Doktor die Tür selbst öffnen müssen für einen unerwarteten späten Patienten?«

Sie schüttelt den Kopf. »Der Klingelknopf unten öffnet automatisch die Tür zur Praxis.«

»Wie praktisch«, sagt Roberto. Praktisch für den Mörder, denkt er.

»Ich brauch die Namen und Adressen aller Patienten, die heute Nachmittag hier waren.«

Sie beginnt, Karteikarten herauszusuchen.

»Kein Computer?«, fragt Roberto.

Sie schüttelt den Kopf. »Der Dottore mag keine Computer.«

Genau wie ich, denkt Roberto. Der tote Arzt wird ihm immer sympathischer.

»Es genügt, wenn Sie mir die Liste morgen geben«, sagt Roberto.

Sie wirkt erleichtert. »Kann ich dann gehen?«

Roberto nickt. »Für heute schon. Aber ich werde morgen Ihre Hilfe brauchen, Signorina Goriani. Wir müssen seine komplette Kartei durchsehen. Vielleicht gibt es irgendeinen Hinweis auf einen Patienten, der auf den Dottore nicht gut zu sprechen war.«

Die Sprechstundenhilfe schaut ihn vorwurfsvoll an. »Er war ein guter Arzt, der Dottore«, sagt sie.

Das ist heute schon das dritte Mal, denkt Roberto.

»Trotzdem«, sagt er. »Könnten Sie morgen um neun kommen? Hierher, in die Praxis?«, fragt er.

»Natürlich«, sagt sie. »Buona notte.« Wieder fällt es Roberto auf. Ein interessantes Gesicht, hohe Backenknochen, schöne Augen hinter den Brillengläsern. Und wieder fragt er sich, wie nahe sie dem Dottore stand. Er wird es herausfinden müssen.

Die zwei von der Spurensicherung packen ihre Koffer und verschwinden ebenso lärmend, wie sie gekommen sind.

»Sie müssen leider noch warten, bis er abgeholt wird«, sagt Roberto zu dem uniformierten Beamten vor der Tür.

Der salutiert wortlos.

3.

Roberto will nachdenken und dafür braucht er Bewegung.

Wenigstens bis San Zaccharia will er zu Fuß gehen.

Der Hunger wird wieder vordergründig und stört seine Gedanken. Eine unbezwingbare Lust auf die besten sepioline der Stadt überfällt ihn. Statt zur Vaporetto-Station zu gehen, biegt er nach rechts, nimmt die Ponte del Diavolo, überquert den Campo Santa Maria Formosa und ist wenig später bei der Rialto-Brücke. Er schaut auf die Uhr. Halb elf.

Ob es so spät noch die besten gebratenen Tintenfische der Stadt gibt? Er geht über die Brücke, biegt sofort nach links ab, nimmt dann die Calle della Madonna. Vor sich sieht er die Lichter des Diavolo e Aqua Santa. Trotz der Kälte stehen einige Gäste im Freien und diskutieren. Im Vorbeigehen hört er ein paar empörte Sätze. Es geht um den neuesten Streik der Actv – der venezianischen Verkehrsbetriebe.

Drinnen ist die Theke wie immer umlagert.

Ein schneller Blick in die Vitrine sagt ihm, dass er den Weg durch die halbe Stadt nicht vergeblich gemacht hat.

Nachdem er vier sepioline gegessen hat, beschließt er die zwei letzten Exemplare auch noch aus ihrem Vitrinendasein zu holen. Dazu trinkt er den zweiten raboso, seinen Lieblingswein. Er ist ja jetzt nicht mehr im Dienst.

*

Bei San Silvestro nimmt er ein Vaporetto der Linie 1 zur Accademia und geht, vorbei an der Gondelwerft San Trovaso, zur Haltestelle des notturno.

Mehr als zehn Minuten muss er warten, ehe der marinaio mit sicheren Handbewegungen das Tau festmacht. »Attentione al passo«, sagt er gewohnheitsmäßig mit monotoner Stimme. Das Meer ist unruhig, nervöse Wellen klatschen gegen die Bordwand und versuchen, das Boot von der Anlegestation wegzudrücken. Er denkt daran, dass erst vor Kurzem eine ältere Frau im eiskalten Wasser der Lagune ertrunken ist. Und nur, weil sie das falsche Boot erwischt hat und unbedingt schnell wieder aussteigen wollte. Es ist fast zwölf, als Roberto zu Hause ankommt. Alles ist still.

Sandra und Samuele schlafen schon. Er selbst fühlt sich plötzlich hellwach. Viel zu wach, um jetzt schlafen zu gehen. Er setzt sich ins Wohnzimmer, greift nach dem Kriminalroman mit dem Titel Death at La Fenice.

Um halb zwei weiß er, dass dieser andere Commissario ein Jurastudium absolviert hat. Außerdem ist er der Schwiegersohn eines schwerreichen conte. Seine Frau ist Universitätsprofessorin und selbstverständlich eine Schönheit. Seine Kinder sind hochbegabt.

Ein Märchen also, denkt er. Ein Märchen, das in Venedig spielt. Daher der Erfolg dieser Romane. Die Leute mögen Märchen. Und sie mögen Venedig.

Roberto legt sorgfältig ein Lesezeichen zwischen die Seiten und geht leise ins Schlafzimmer.

Sandra dreht sich zu ihm um, als er ins Bett klettert. »Poverino«, murmelt sie. »Hast du wenigstens etwas gegessen?«

»Nur ein panino«, sagt er. Gleichzeitig ärgert er sich über die unnötige Lüge. Aber er bringt es einfach nicht fertig, ihr zu sagen, dass er ihre canoce mit fremden sepioline betrogen hat.

4.

Der Morgen überrascht ihn damit, dass er sich ausgeschlafen fühlt.

In der Küche setzt Sandra die kleine Kaffeemaschine auf die Gasflamme.

»Nicht für mich«, sagt Roberto. »Ich bin schon spät dran.«

»Du bist nicht spät dran, du bist für Familienfrühstücke ungeeignet«, sagt Sandra lächelnd. »Du solltest langsam zu den dunklen Seiten deines Charakters stehen.«

Samuele kommt aus dem Badezimmer mit dem erstaunten Ausdruck, den er morgens immer hat. Er wirkt, als müsse er sich jeden Tag wieder von Neuem in die Welt hineintasten. Roberto lächelt ihm zu, während er seinen Mantel anzieht. Samuele antwortet mit diesem abwesenden Lächeln, das seine Ratlosigkeit noch deutlicher macht. Roberto räuspert sich mehrmals, weil er eine Andeutung von Halsschmerzen spürt. Keine Erkältung jetzt, denkt er. Nicht mit dem toten Dottore, der darauf wartet, dass man seinen Mörder findet.

»Wird es heute wieder spät?«, fragt Sandra.

»Ich glaube nicht«, sagt Roberto.

Seinen macchiato trinkt er in der Palanca-Bar, versucht aus Figurgründen auf die brioche zu verzichten. Es gelingt ihm, wie meistens, nicht.

Als er in die Via Garibaldi kommt, steht die Sprechstundenhilfe schon unten vor der Haustüre. »Aber Sie haben doch einen Schlüssel«, sagt Roberto erstaunt.

»Ich wusste nicht ...«, sagt sie etwas verlegen.

Roberto nickt. Er versteht. Wie soll man auch wissen, was man im Fall eines Mordes darf und nicht darf. Sie sperrt das Haustor auf, geht vor ihm die Treppe hinauf, sperrt auch die Tür zur Praxis auf und bleibt abrupt stehen.

Die Tür zum Sprechzimmer ist wie am Vorabend weit offen, man sieht den Schreibtisch des Dottore mit dem leeren Sessel dahinter. Die Morgensonne schickt einen Strahl durchs Fenster, der wie ein Lichtfinger auf die gläserne Schreibtischplatte deutet. Ganz so, als wollte der ranghöchste Commissario da oben auf den hässlichen Blutfleck hinweisen und Vergeltung fordern.

»Dio mio«, sagt Elisa Goriani, sinkt auf einen Sessel im Vorraum und beginnt leise zu weinen.

Ganz schön verspätet, diese Reaktion, denkt Roberto.

Aus Erfahrung weiß er, dass es besser ist, sie in Ruhe weinen zu lassen.

Er geht zum Fenster. Der kleine Park ist menschenleer bis auf eine alte Frau. Sie holt etwas aus ihrer Einkaufstasche. Weißes Papier mit einem Inhalt, der für einige Katzen sichtlich hoch interessant riecht. Abfälle vom Fischmarkt in der Via Garibaldi vermutet Roberto. Die Katzen drängen sich um die Frau. Der Rote von gestern ist unter ihnen.

Das Schluchzen hinter ihm hat aufgehört. Roberto dreht sich um. Elisa Goriani hat die unkleidsame Brille abgenommen. Sie trocknet sich die Augen mit einem Papiertaschentuch. Es sind sehr schöne Augen, stellt Roberto fest. Ganz wie er vermutet hat.

»Hatten Sie mit dem Doktor ein Verhältnis?«, fragt er in möglichst beiläufigem Ton.

Ein paar Augenblicke starrt sie ihn an, dann setzt sie die Brille wieder auf.

Eine Wand, denkt Roberto. Eine gläserne Wand zwischen Elisa Goriani und dem Rest der Welt.

»Der Dottore war verlobt«, sagt sie.

Roberto schüttelt den Kopf. »Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

Sie schaut ihn durch die dicken Brillengläser ruhig an. »Der Dottore war mein Arbeitgeber, nichts sonst«, sagt sie. »Ein besonders netter Arbeitgeber. Verständnisvoll, nie ungeduldig.«

Jaja, und ein guter Arzt, ich weiß schon, denkt Roberto leicht genervt. Ein fehlerloser Mensch also. Aber irgendwer war da offensichtlich ganz anderer Meinung. Und fehlerlose Menschen gibt es sowieso nicht.

»Tut mir leid«, sagt er. »Solche Fragen gehören zu meinem Job. Wir müssen möglichst viel über das Leben des Dottore herausfinden.«

Sie nickt wenig überzeugt. Aus dem Park klingt verärgertes Miauen. Ob es der hinkende Rote ist? Roberto ist versucht zum Fenster zu gehen, lässt es aber doch sein.

Signorina Goriani schaut ihn abwartend an.

»Die Patientenkartei«, sagt er. »Lassen Sie uns die Todesfälle der letzten Zeit durchgehen. Sagen wir mal – der letzten sechs Monate. Wonach wir suchen, sind Hinterbliebene, die dem Dottore die Schuld geben könnten.«

Wortlos beginnt Elisa Goriani die Karteikarten durchzusehen. Schließlich liegen sieben Karten auf dem Schreibtisch des Dottore.

Plötzlicher Herztod beim Joggen auf den murazzi, den befestigten Kaimauern draußen am Lido. Sport ist Mord, sag ich ja immer, denkt Roberto. Kann aber wohl keiner dem Dottore vorwerfen.

Dreimal Lungenkrebs. Roberto nickt düster. Ganz klar, die Luftverschmutzung von Marghera. Behandlung nicht durch den Dottore, sondern durch Spezialisten in Treviso und Padua.

Eine Signora ist im zweiundneunzigsten Lebensjahr entschlafen. Wohl auch kein Grund, den Hausarzt zu erschießen.

Ein Ertrunkener. Sturzbesoffen in den Canale della Giudecca gestürzt. Konnte nur noch tot geborgen werden. Roberto erinnert sich an die Sache. Auch daran kann keiner dem Dottore die Schuld geben.

Und dann die letzte Karte. Tod durch eine Überdosis Heroin. Roberto sieht das Geburtsdatum. Er muss nicht nachrechnen. Achtzehn Jahre alt ... Auch Samuele ist eben achtzehn geworden.

»Passanten haben ihn in einem Hausdurchgang in der Nähe von San Stae gefunden«, sagt Elisa Goriani. »Es war eine ziemliche Enttäuschung für den Dottore.«

»Enttäuschung?«, fragt Roberto.

Elisa Goriani dreht die Karteikarte in ihren Händen. »Der Rückfall kam so unerwartet. Der Entzug mit dem Ersatzmedikament lief sehr gut. Vielleicht hatte der Dottore auch Angst ...«

»Angst?«, unterbricht Roberto ganz gegen seine Gewohnheit. »Wovor?«

»Dass es seinen Bruder wieder aus der Bahn wirft«, sagt die Sprechstundenhilfe leise.

»Der Tote war Luca Garellis bester Freund. Luca ist der jüngere Bruder des Dottore.«

»Augenblick mal.« Roberto sortiert gedanklich die Informationen. »Heißt das, der Bruder des Dottore hat auch ein Drogenproblem?«, fragt Roberto.

»Hatte«, korrigiert Elisa Goriani. »Seit fast einem Jahr ist er clean. Er lebt jetzt in Montefollonico bei Padre Eligio, Sie wissen schon.«

Ja, Roberto weiß, wovon sie redet. Der Padre leitet ein Rehabilitationszentrum, das ein weithin bekanntes Restaurant betreibt. Die Ex-Junkies arbeiten im Gemüseanbau, in den Weingärten, im Service, in der Küche, in der Buchhaltung – je nach Begabung. Ein unglaublich erfolgreiches Projekt. Rückfallquote praktisch null.

»Luca ist ein sehr begabter Koch, soviel ich weiß«, sagt Signorina Goriani. »Er hat schon ...«, sie unterbricht sich selbst. »Dio mio«, flüstert sie. »Er weiß es vielleicht noch gar nicht ...«

»Aber wir haben doch gestern noch die Eltern verständigt«, gibt Roberto zu bedenken. Sie schüttelt den Kopf. »Das sagt gar nichts. Die Eltern haben jeden Kontakt zu Luca abgebrochen. Er existiert nicht mehr für sie – so haben sie es ausgedrückt. Der Dottore war der Einzige, der immer zu ihm gehalten hat. Er war Lucas Familie.«

Oder er war ihm im Weg, denkt Roberto. Verstoßene Brüder sind manchmal tickende Zeitbomben. Und Drogen sind vielleicht in einem Jahr aus dem Körper. Aber noch lang nicht aus der Seele. Einmal Junkie, immer Junkie – das hat Roberto schon oft gehört. Ein Vorurteil? Vielleicht ...

»Die Daten der Patienten«, sagt Roberto. »Wir müssen sie alle befragen. Besonders diese Signora Menella.«

Elisa Goriani beginnt, aus ihrer Kartei eine Liste mit Namen und Adressen zusammenzustellen.

Roberto geht wieder zum Fenster. Der rote Kater schaut zu ihm herauf, als hätte er den Blick gespürt. Könnte er der verschwundene Simba sein? Nein, Simba war schmaler, der Kopf kleiner als bei diesem roten Streuner. Irgendwann wird die Stadt wieder euch gehören, denkt Roberto. Derzeit ist es modern geworden, einen Hund zu haben. Wenn Venedig nicht im Meer versinkt, dann bestimmt in Hundescheiße.

Elisa Goriani schreibt noch immer Namen und Adressen auf die Liste. Roberto geht zu dem Sessel, in dem gestern der tote Dottore saß. Auf der Schreibtischplatte der große rostbraune Fleck. Ein Rezeptblock, der das Rostbraun an einer Kante aufgesogen hat. Daneben das Bild einer hübschen jungen Frau in einem glatten silbernen Rahmen. Die Cello spielende Verlobte wahrscheinlich. Noch ein Rezeptblock. Ein Handbuch für Medikamente. Eine kleine Flasche mit dunkelbrauner Flüssigkeit drin. »Was ist das?«, fragt Roberto. Die Sprechstundenhilfe schaut von ihrer Liste auf. »Hustensaft«, sagt sie. »Der Dottore war erkältet. Schon seit Wochen. Er hat sich nie die Zeit genommen, sich auszukurieren.«

Sofort spürt Roberto wieder das Kratzen im Hals. Er zieht ohne großes Interesse Schubladen auf und schiebt sie wieder zu.

»Suchen Sie etwas Bestimmtes?«, fragt Signorina Goriani missbilligend.

»Einen Mörder«, antwortet Roberto. Und nach einer kleinen Pause: »Oder eine Mörderin.« Ihr Gesicht bleibt unbewegt.

Wenig später steht er wieder in der Via Garibaldi. Klebrige kalte Feuchtigkeit liegt in der Luft. Roberto hat noch nie verstanden, warum Touristen den Nebel in Venedig romantisch finden. Er steuert eine kleine Bar an, um noch einen macchiato zu trinken. Die brioche sind schon aus. Auch gut – eine Versuchung weniger.

Der macchiato tut seine Wirkung. Er wärmt und macht ein wenig zuversichtlicher. Während Roberto die Riva Schiavoni entlanggeht, überlegt er die nächsten Schritte. Er braucht ein Team. Allein kann er nicht alle Befragungen durchführen. Er denkt an Luca Garelli, den achtzehnjährigen Bruder des Dottore. Der vielleicht noch nicht weiß, dass sein Bruder tot ist. Vielleicht aber doch. Vielleicht war er sogar der Erste, der es wusste. Man muss sein Alibi überprüfen. Bei San Zaccharia biegt Roberto von der Riva Schiavoni in einen dunklen Hausdurchgang, einen sottoportego, wie es in Venedig viele gibt. In wenigen Minuten ist er bei der Questura. Ein Uniformierter salutiert. Roberto überquert den Hof. Bei dem Seiteneingang, der zu seinem Büro führt, zögert er, entscheidet anders. Er nimmt den Haupteingang, geht die breite Stiege hinauf und klopft an eine dunkle Flügeltür aus Holz. Ein brummiges »Avanti!« ist die Antwort. Roberto öffnet die Tür. Ein weißhaariger Mann im Tweedsakko kehrt ihm den Rücken zu. Er steht vor einem länglichen Stück giftgrünen Kunstrasens und befördert eben einen kleinen weißen Ball in die dafür vorgesehene Öffnung. Der Ball rollt in einer Rinne wieder zurück in die Anfangsposition, bereit für den nächsten Versuch. Mit einem zufriedenen Gurren wendet sich der Weißhaarige zu seinem Besucher. »Ah, Roberto«, sagt er. »Ich muss für das Turnier am Sonntag trainieren. Mein Handicap ist eine Schande für die gesamte Polizei.« »Ich kann damit leben, Sergio«, sagt Roberto mit einem Grinsen. Seit etwa sieben Jahren ist Colonello Sergio Rogante, sein unmittelbarer Vorgesetzter, Mitglied im Golfclub von Alberoni. Mit mäßigem Erfolg, aber wachsender Begeisterung. Die Vormittage in der Questura betrachtet er seither als unliebsame Unterbrechung seiner Lieblingsbeschäftigung.

»Liegt was an?«, fragt Rogante und lehnt – sichtlich ungern – den Putter an den Schreibtisch.

Roberto erzählt vom ermordeten Dottore. Rogante hört aufmerksam zu.

»Paolo Garelli? Tut mir leid, das zu hören. Ich war ein paarmal bei seinen Eltern eingeladen. Großartige Familie.«

»Nicht zu vergessen das schwarze Schaf«, sagt Roberto.

Rogante nickt. »Ich weiß. Hab den alten Garelli kürzlich mal gefragt, wie es seinen Söhnen geht. ›Meinen Söhnen?‹, hat er zurückgefragt. ›Ich hab nur einen Sohn. Und dem geht es gut.‹ Absolut unversöhnlich, der alte Herr.«

Was genau ist dann an der Familie großartig?, denkt Roberto. Aber er sagt es nicht laut.

»Ich hab ein komisches Gefühl bei diesem Fall«, sagt er stattdessen. Sergio Rogante ist ein Vorgesetzter, mit dem man über komische Gefühle reden kann. »Der Dottore scheint ein allseits beliebter Mensch gewesen zu sein. Ein guter Arzt, ein vorbildlicher älterer Bruder, ein verständnisvoller Chef. Niemand kann sich vorstellen, dass er Feinde hatte.«

»Und was meint dein Gefühl dazu?«, fragt Rogante.

»Es sagt mir, dass irgendetwas nicht so ist, wie es scheint«, sagt Roberto.

»Was ist schon so, wie es scheint«, brummt Rogante. »Meinst du damit, der Doktor hat möglicherweise eine Art von Jekyll-und-Hyde-Leben geführt? Untertags der tüchtige Arzt und nächtens ein wüster Draufgänger?«

Roberto schüttelt den Kopf. »Nichts, was wir bisher herausgefunden haben, deutet darauf hin. Ganz im Gegenteil. Ich werde ein bestimmtes Bild nicht los. Da ist der Killer, den wir suchen. Er sitzt mit geschlossenen Augen vor einem venezianischen Telefonbuch, schlägt es auf, lässt den Zeigefinger über der Seite kreisen und stößt dann zu.«

»Ich hab immer gewusst, dass es gut ist, eine Geheimnummer zu haben«, sagt Rogante.